

ATIA ABAWI

Der  
geheime  
Himmel

ROMAN

EINE GESCHICHTE  
AUS AFGHANISTAN



dtv  
DIGITAL

mich dann als langweilig zu bezeichnen?

Wieder lacht Samiullah. »Ach, komm! Du weißt doch, dass ich nur Spaß mache!« Er rennt mir nach. »Du bist nicht langweilig. Das schwöre ich!«

Ich muss lächeln. Ich kann ihm einfach nicht lange böse sein; das konnte ich noch nie. Trotzdem sollte ich heute nicht hier sein. Es könnte uns in große Schwierigkeiten bringen. Wenn unsere Familien davon erfahren ... Wenn uns die Leute aus dem Dorf sehen ... Wir sind nicht mehr in dem Alter, in dem sie das in Ordnung fänden. Ich sollte nicht einmal mit ihm reden. Mein Lächeln schwindet. Das alles führt mir vor Augen, wie freudlos mein Leben in Wirklichkeit ist.

Der Gedanke, dass man Zohra verheiraten wird, war beängstigend genug. Doch dann bescherte mir gestern Nacht auch noch das Gespräch meiner Eltern schlechte Träume. Ich hätte nie gedacht, dass meine Frage nach Samiullahs Rückkehr meine Mutter dazu bewegen würde, mich ebenfalls verheiraten zu wollen. Vielleicht hätte ich besser den Mund halten sollen.

Aber das hatte ich nicht. Und als ich auf meiner Matratze lag und tat, als würde ich schlafen, konnte ich hören, wie sich meine Eltern unterhielten. Trotz der dicken Wolledecke, die ich mir über den Kopf gezogen hatte, spürte ich die Augen meiner *madar* auf mir. Ich konnte ihren Schatten sehen, als sie sich vor die Öllampe beugte und flüsterte: »Mohammad, sie ist zu alt, um wieder mit *diesem* Jungen gesehen zu werden! Ich kenne deine Tochter. Sie wird wieder mit ihm spielen wollen, als wären sie fünf Jahre alt! Es hat mir damals schon nicht gefallen und jetzt kann ich es nicht mehr dulden! Es wird schwer werden, einen passenden Ehemann für sie zu finden. Man wird sie für befleckt halten – und das ausgerechnet von einem paschtunischen Jungen! Es wird Zeit, an ihre Heirat zu denken. Du hast selbst gesagt, Karim hätte einen Freier für Zohra gefunden. Es ist Zeit, dass wir auch für Fatima einen suchen.«

Sie reden immer über Dinge, die ich nicht hören soll, wenn sie glauben, ich würde schlafen. Dabei wissen sie nicht, dass ich meistens nur so tue, als ob. Ich habe sie auch damals gehört, als meine *madar* meinem *baba* einredete, es sei am besten, meinen Bruder Ali in den Iran zu schicken, damit er für die Familie Geld verdient. Sie hat sich damals ebenso geirrt wie jetzt.

Den ganzen Tag über habe ich versucht, ihre Worte zu ignorieren, doch es gelingt mir nicht. Jedes Mal, wenn ich an sie denke, dreht es mir fast den Magen um und mir wird übel. Gott, wie ich Ali vermisse. Er hätte meiner Mutter klargemacht, dass ich zu jung bin, um zu heiraten. Ihretwegen habe ich nicht einmal mehr ihn.

Dennoch spielen die Worte meiner Mutter keine Rolle. Mein *baba* liebt mich viel zu sehr, um mich zu einer Familie zu schicken, die ich gar nicht kenne, wie Karim es mit Zohra tut. Allerdings mag ich mir nicht einmal bei ihm vorstellen, wie er reagieren würde, wenn er

wüsste, dass ich gerade mit Samiullah unterwegs bin. Allein. Der Gedanke jagt mir einen Schauer über den Rücken. Als meine *madar* gestern Nacht sagte, sie wolle mir verbieten, Samiullah zu treffen, antwortete mein *baba*, ich wäre nicht so dumm, so etwas zu tun. Wie es aussieht, bin ich es doch.

Jetzt hat Samiullah mich eingeholt und steht neben mir, das Gesicht der Sonne zugeneigt. Die Strahlen lassen seine Nase und die Wangenknochen aufleuchten und hüllen das restliche Gesicht in Schatten. Es lässt ihn älter aussehen. Selbst die winzigen Stoppeln seiner Gesichtsbehaarung sind zu erkennen. Im Moment sieht er seinem Vater und sogar seinem Vetter Rashid ähnlicher als dem Samiullah, den ich kenne.

»Wollen wir sehen, wer am längsten die Hände ins Wasser halten kann, ohne sich die Finger abzufrieren?«, fordere ich ihn heraus – wohl wissend, dass ich ihn zumindest darin schlagen kann. Er wendet sich von der Sonne ab und ist wieder mein Samiullah.

»Gut. Aber ich will nicht, dass du dir im Eiswasser deine zarten Hände ruinierst«, sagt er halb scherzend, als er sich am Ufer auf die Knie niederlässt und die Hände in das seichte Wasser taucht. Ich hebe Kleid und Hose ein wenig an, damit sie nicht nass werden, knie mich ans Wasser und tue es ihm nach.

Es ist schwer zu glauben, dass dieses Rinnsal die Lebensader unseres Dorfes ist. Weiter flussabwärts transportieren Kanäle das Wasser bis in einige unserer Höfe, damit alle es zum Kochen und Waschen nutzen können. Samiullah hat mir einmal erzählt, kein anderer Ort, den er mit seinem Vater besucht hat, um ihre Erzeugnisse auszuliefern, habe so gutes Wasser wie wir. Es hat einen eisig süßen Geschmack, der in der Mundhöhle prickelt.

Meine Fingerspitzen werden taub und der Rest meiner Hände kribbelt vor Kälte, doch ich zwingen mich, nur auf die Steine zu achten, die sich mir in die Knie pressen, und auf den Schweiß unter meinem Kopftuch – auf alles, was mich von den Schmerzen in den Händen ablenkt. Ich schaue zu Samiullah hinüber, der vor Konzentration die Augen zusammenkneift. Aber er kann mich nicht besiegen. Er hat es damals nicht geschafft und wird es auch heute nicht.

»Hörst du das?« Samiullahs öffnet die Lider und starrt mich an, seine grünen Augen sind groß und voller Angst.

»Was soll ich hören?«, will ich gerade sagen, als Samiullah mich mit seiner kalten, nassen Hand am Arm packt und Richtung Felsen zerrt. Er umklammert mich so fest, dass ich sicher bin, blaue Flecken davonzutragen. Ich kann kaum Schritt halten.

»Was ist los? Warum rennen wir?« Dann höre ich es auch. Das ferne Brummen. Mein Herz beginnt wie wild zu pochen. Dieses Geräusch kann nur eines bedeuten: Gefahr.

Als wir endlich beim Felsen sind und uns unsanft dahinterwerfen, versagen mir die Füße fast den Dienst. Ich kann den aufgewirbelten Staub schmecken, der mir in den Mund dringt. Doch der Felsbrocken schirmt uns von dem immer näher kommenden Dröhnen ab.

»Sei ganz still, bis sie vorüber sind«, flüstert Samiullah mir atemlos zu. »Es klingt, als wäre es nur ein Motorrad, aber es muss einer von Latifs Männern sein.«

Das steigert meine Angst noch. Niemand in unserem Dorf fährt ein Motorrad – Samiullah hat recht, es muss einer von Latifs Ganoven sein. Sie nennen sich Soldaten Gottes. Und diese Bezeichnung ist wie ein Freibrief für ihre Niedertracht. Eigentlich müssten sie Marionetten des Teufels heißen. Die Gehilfen des Satans. Manche meinen, sie seien Taliban, aber wir wissen nicht, ob sie etwas mit den echten Taliban zu tun haben. Wir wissen nur, dass sie gefährlich sind.

Wie man sie auch nennt, es sind Gangster, die Leben, Geld und Zuversicht rauben. Ich schließe die Augen und fange an zu beten. Ich habe entsetzliche Angst. Das hätte nicht passieren dürfen. Wir wollten einfach nur den Tag genießen, wie wir es als Kinder getan haben. Niemand sollte uns sehen, niemand. Diese Gangster schon gar nicht. Mein Atem geht schneller. Wenn sie uns erwischen, werden sie Gott und Religion als Vorwand nehmen, um zu tun, wonach ihnen der Sinn steht, ohne jede Kontrolle; wir verstoßen nicht nur gegen die Regeln unserer Eltern, sondern auch gegen die Moralvorstellungen der Taliban. Dass wir jung sind, spielt dabei keine Rolle. Ich wickle mir das Kopftuch um Mund und Nase, um meinen Atem zu dämpfen. Sie dürfen uns hier nicht finden. Nicht so. Zusammen. *Bitte, Gott, flehe ich im Geiste. Bitte, halte sie fern. Khuda Jan, bitte, halte uns versteckt.*

Ich frage mich, ob das hier Gottes Strafe ist, weil ich mich heute mit Samiullah getroffen und meine Eltern belogen habe.

Wenige Meter flussaufwärts hält das Motorrad an. Ich höre zwei Paar Stiefel auf dem Kies knirschen. Einzelne Schritte nähern sich unserem Versteck und bleiben dann stehen. Mein Herz schlägt so schnell, dass mir schwindlig wird.

»*Dilta raska*«, raunzt eine Stimme auf Paschtu, die jemanden zu sich ruft.

»Was denn? Ich muss pinkeln!«, ruft eine andere Stimme zurück.

»Ist mir egal, was *du* musst, komm sofort her!«, befiehlt der erste Mann. »Sieh dir das an.«

Oh Gott. Er muss unsere Fußspuren entdeckt haben. Werden sie ihn zu unserem Felsen führen? Wenn uns die Männer finden, werden sie uns der Unzucht beschuldigen. Sie könnten uns ins Gefängnis werfen. Uns umbringen. Ich habe gehört, dass man oben im Norden, in der Provinz Kunduz, noch vor einem Jahr ein junges Liebespaar gesteinigt hat. Nicht, dass Samiullah und ich verliebt wären, aber sie lügen über alles. Was sollte sie davon abhalten, auch hierüber zu lügen?

»Das ist Eselsmist«, höre ich die zweite Stimme sagen.

»Ja, du Genie. Aber wenn das Wasser für Esel gut genug ist, ist es auch gut genug für dich.« Ich höre jemanden schlürfen. »Oh, das Zeug schmeckt gut! Hol den Kanister vom Motorrad. Das reicht uns bis nach Hause.«

Ich fühle mich unwillkürlich ein wenig erleichtert. Diesmal sind sie auf Wasser aus, nicht

auf Blut. Ich atme langsam aus und ziehe den Schal vom Mund. Jetzt, wo meine anfängliche Angst verschwunden ist, ärgert es mich, dass er sich unser Wasser schmecken lässt und in den Genuss seiner Süße kommt. Samiullah, der meinen Verdruss spürt, zieht mich beruhigend an sich.

»Sieh mal! *Maian wogora!* Schnell, gib mir dein Gewehr. Es ist Zeit, angeln zu gehen!«, ruft die erste Stimme aufgeregt.

»Wirklich? Mit einer Kugel?«, fragt die zweite Stimme skeptisch. Sie kommt mir ein wenig vertraut vor, aber ich kann sie nicht eindeutig zuordnen.

»Na, wie sollen wir den Fisch denn sonst kriegen?«

»Ich ... äh ... denke jedenfalls, nicht mit einer Kugel. Vielleicht sollten wir unsere Munition lieber nicht an Fische verschwenden. Das könnte *Mullah Latif* ärgern.« Die zweite Stimme klingt vorsichtig.

»Was weißt du schon von *Mullah Latif*, Bürschchen? Du bist ihm doch noch nie begegnet. Gib mir das Gewehr.« Ich höre ein Schnauben, dann werden Patronen eingelegt. »Gott, sind die kleinen Teufel schnell.«

*Peng! Peng! Peng!*

Noch nie habe ich Schüsse aus solcher Nähe gehört. Ich erstarre. Als Samiullah mich fester um die Taille packt, klammere ich mich an seinen Arm. Was ist, wenn sie uns hier finden? Werden sie uns erschießen, so wie sie es jetzt mit den Fischen versuchen?

»Hab ich einen erwischt? Wo sind sie hin?« Die erste Stimme klingt verwirrt.

»Ich glaube, du hast sie vertrieben«, erwidert die leicht vertraut klingende Stimme ein wenig verdrossen. Warum kommt mir der Mann nur so bekannt vor?

»Gut. Die Fische sind wie diese Dörfler. Wir müssen ihnen zeigen, wer hier das Sagen hat! Vielleicht jagen wir mit meinem Gewehr das nächste Mal ein paar menschliche Fische!« Ich höre leises Lachen. »Nimm das Wasser und lass uns fahren, damit wir zurück sind, bevor es dunkel wird.«

Als ich höre, wie die Männer den Kanister am Motorrad befestigen und sich zur Abfahrt bereit machen, wird mir Samiullahs Gegenwart und die Nähe seines Körpers plötzlich überdeutlich bewusst. Ich bin ihm noch nie so nah gewesen – keinem Jungen –, in meinem ganzen Leben nicht. Sein Herz scheint ebenso schnell zu schlagen wie meins. Er hält mich immer noch an sich gepresst und ich erwidere den Druck, spüre die Muskeln und Venen in seinen Armen. Wir hören zu, wie das Röhren des Motorrads in ein fernes Brummen übergeht, rühren uns aber nicht vom Fleck. Ich fühle mich so geborgen, sicherer als jemals zuvor.

Als das Motorengeräusch ganz verebbt ist, drehe ich mich um und stelle fest, dass Samiullah mich anstarrt. Seine grünen Augen blicken mich so aufgewühlt an, wie ich mich fühle. Ich kann nicht mehr tun, als seinen Blick zu erwidern.

»Das war knapp«, sagt er sanft, ohne mich loszulassen. »Geht es dir gut? Tut mir leid, dass ich dich so weggezerrt habe und –«

»Du musst dich nicht entschuldigen. Du hast uns gerettet«, erkläre ich ihm und wende nervös die Augen ab. Ich weiß, dass ich auf Abstand gehen und wir unsere verschlungenen Körper voneinander lösen sollten, doch ich kann mich nicht dazu überwinden. Stumm verharren wir so, wie wir sind, hören uns minutenlang beim Atmen zu, auch wenn es wahrscheinlich nur Sekunden sind.

»Dein Gesicht ist schmutzig«, sagt Samiullah, der das Schweigen bricht und mir sanft mit dem Daumen über die rechte Wange streicht. »Gilt das heutzutage als Make-up?«

Ich kann ihn nur anstarren. Der Fleck auf meiner Wange kribbelt unter seinem Finger. Ich weiß, dass es falsch ist, mit ihm hier zu liegen, und mag mich dennoch nicht bewegen.

»Komm«, sagt er, als er schließlich von mir abrückt. »Ich sollte dich besser nach Hause bringen, bevor uns noch jemand sieht.«

Ich nicke und wir stehen auf. Ich kann das Zittern, das mich überkommt, nicht stoppen. Ohne Samiullahs Körper neben mir friere ich selbst in der heißen Sonne.